

STEFAN
AHNHEM

KRIMINALROMAN

WELLEN GRAB



SPIEGEL
Bestseller-
Autor

ullstein

Stefan Ahnhem

Wellengrab

STEFAN
AHNHÉM

WELLEN GRAB



Kriminalroman

Aus dem Schwedischen
von Katrin Frey

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de



Die Originalausgabe erschien 2025
unter dem Titel *Generation noll* bei Bokförlaget Forum, Schweden.

ISBN: 978-3-86493-241-0

© 2025 by Stefan Ahnhem

© der deutschsprachigen Ausgabe 2026 by
Ullstein Buchverlage GmbH, Friedrichstraße 126, 10117 Berlin

Published by agreement with Salomonsson Agency

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@ullstein.de

Alle Rechte vorbehalten

Gesetzt aus der Albertina powered by pepyrus
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

Prolog

14. August 2000

Lassen Sie Ihre Gefühle zu, hatte die Psychotherapeutin gesagt. Drücken Sie sie nicht weg. Das Problem war nur, dass Lennart Olin gar nicht mehr wusste, was er fühlte. Er konnte so lange in sich hineinhören, wie er wollte – und empfand doch nichts als Verwirrung.

In den vergangenen Wochen hatte er ja auch ... tja, was genau hatte er eigentlich durchgemacht? Da war er sich immer noch nicht ganz sicher. Er wusste nur, dass es eine Achterbahnfahrt gewesen war, die ihm nach nacktem Entsetzen zarte Hoffnungsschimmer vorgegaukelt und ihn dann im freien Fall in eine so tiefe Verzweiflung gestürzt hatte, dass er ernsthaft überlegt hatte, sich das Leben zu nehmen.

Jetzt saß er allein in seinem frisch gewaschenen Volvo V70, fuhr an endlosen Äckern und wogenden Weizenfeldern vorbei, unterwegs zu etwas, das sich nur mit dem Wort Abschluss beschreiben ließ.

Er war vollkommen ausgelaugt und hatte keinerlei Gefühle mehr. Wie ein ferngesteuerter Roboter legte er die Wegstrecke zurück, die ihm im Morgengrauen so endlos erschien, dass er die Krümmung der Erde zu erkennen meinte.

Vielleicht schaffte er es deswegen, sich wach zu halten, obwohl er in letzter Zeit kaum geschlafen hatte. Hätte er noch menschliche

Eigenschaften gehabt, wäre seine Stirn längst auf das Lenkrad gesunken und der Wagen von der Fahrbahn abgekommen.

Das würde auch erklären, warum er aufgehört hatte, auf ein gutes Ende zu hoffen. Roboter hatten keine Hoffnung. Sie erledigten ihre Aufgaben und ließen sich nicht von Gefühlen ablenken. Und was hatte es überhaupt für einen Sinn, ständig die Daumen zu drücken und zu hoffen, dass alles gut wurde?

Er befand sich nicht in einem dieser konstruierten Krimiromane, in denen am Ende immer alles gut ausging. Nein, diese Finsternis war echt, und so grauenhaft und unwirklich ihm das Ganze auch erscheinen mochte – er steckte mittendrin. Er war in der Hölle. Hier gab es keinerlei Garantien. Weder auf schriftlich festgehaltene noch auf ungeschriebene Gesetze konnte er sich jetzt noch verlassen. Und er konnte auch nicht auf versteckte Hinweise hoffen, die ihn, seine Frau Jessica oder ihre jüngste Tochter Athena im Moment tiefster Verzweiflung retten würden.

Aus diesem Grund hatte er beschlossen, mit dem Schlimmsten zu rechnen. Er war darauf vorbereitet, allein am Straßenrand zu stehen, wenn er einsehen musste, dass endgültig alles aus war. Dass das Undenkbare oder besser gesagt die Katastrophe, die um jeden Preis verhindert werden musste, tatsächlich eingetreten war.

Gleichzeitig machte sich in ihm auch ein anderer Teil bemerkbar. Einer, der an dem Gedanken festhielt, es bestehe sehr wohl noch eine winzige Chance, dass er in einer halben Stunde nach Hause fahren würde – mit Samuel neben sich auf der Sitzerhöhung, während aus den Lautsprechern das unglaubliche neue Album von den White Stripes erklang.

Diese Stimme in ihm war im Laufe der vergangenen vierundzwanzig Stunden immer lauter geworden. Grund dafür waren drei SMS. Ohne Vorwarnung hatten sie das Handy in seiner Hosentasche in Vibration versetzt. Gestern Nachmittag hatte er in der Ein-

fahrt gestanden und beim Versuch, an gar nichts zu denken, das Auto gewaschen. *Die Zeit ist reif für eine Wiedervereinigung*, hatte die Nachricht gelautet.

Kaum hatte er die Hoffnung aufgegeben und sich in sein Schicksal gefügt – in sein, Jessicas und Athenas Schicksal –, war der Glaube, dass vielleicht doch noch alles gut ausgehen würde, wieder in ihm erwacht.

Was, wenn ...?

Obwohl er das Wochenende größtenteils damit verbracht hatte, den Rasen zu mähen und die Hecke zu schneiden, was längst noch nicht nötig war, und auf allen vieren durch den Garten gekrochen war, um jedes Fitzelchen Unkraut auszurupfen, konnte er plötzlich an nichts anderes mehr denken als an die dunkelste Finsternis.

Was, wenn nicht ...?

Es war noch eine zweite Nachricht mit einer Zeitangabe sowie einem Längen- und einem Breitengrad gekommen. Mithilfe seines alten Lehrbuchs für den Bootsführerschein hatte er ausgerechnet, wo genau er sich an der Straße zwischen Kungshult und Skarhult, südöstlich von Eslöv, einfinden sollte. Nachdem er eingehend die Straßenkarte studiert hatte, war er zu dem Schluss gekommen, dass die angegebene Position 1,3 Kilometer nördlich von der soeben passierten Abzweigung nach Östra Strö liegen musste.

Laut seinen Berechnungen war er nur noch einen Kilometer von der Stelle entfernt. Dort befand sich auf beiden Seiten der Fahrbahn eine Art Haltebucht. Er fuhr an den Straßenrand, ließ den Motor laufen und nahm nur den Gang heraus. Es kam ihm am sichersten vor, jederzeit den ersten Gang einlegen und davonfahren zu können.

Auf seiner Seite der Straße erstreckte sich bis zum Horizont ein Stoppelfeld. Auf der gegenüberliegenden Seite wartete ein voll

erblühtes Rapsfeld auf den Mähdrescher. In einem anderen Leben hätte er sich gefragt, wie viele Tausend Flaschen Rapsöl allein dieses Feld gefüllt hätte. Jetzt betrachtete er es in erster Linie als einsamen und verlassenen Ort. Kein Lebenszeichen weit und breit. Außer ihm und seinem blitzblanken Volvo rührte sich hier nichts.

Allerdings war er auch zwanzig Minuten vor dem vereinbarten Zeitpunkt eingetroffen. Er hatte nicht angenommen, dass das ein Problem darstellen könnte. Diese Leute, wer immer sie waren, würden die Aktion doch nicht abblasen und sich zurückziehen, nur weil er zu früh gekommen war. Andererseits, warum sollten sie es nicht tun? Vielleicht beobachteten sie bereits die gesamte Umgebung, um ganz sicherzugehen, dass sie nicht plötzlich von einer schwer bewaffneten Spezialeinheit umzingelt wurden.

Doch er konnte keine Anzeichen dafür erkennen, und die SMS hatte auch keine Warnung enthalten, keinesfalls vorzeitig zu erscheinen. In der dritten und letzten war er nur darüber informiert worden, dass er allein kommen solle.

Und allein war er. Jessica saß zu Hause und drückte vermutlich so fest die Daumen, dass ihre Nägel weiß wurden, aber ansonsten wusste niemand, wo er sich befand. Nicht einmal die Polizei hatten sie diesmal informiert. Und das, obwohl er und Jessica hoch und heilig versprochen hatten, sich zu melden, sobald sie wieder kontaktiert würden.

Damit wir die Täter dingfest machen und ein Exempel statuieren können, hatte Astrid Tuvesson, die Dienststellenleiterin der Polizei Helsingborg, ihm erklärt. Er hatte jedoch keinerlei Bedürfnis, Exempel zu statuieren und irgendwelchen Verbrechern eine Lektion zu erteilen. Da konnte die Polizei sagen, was sie wollte. Jessica und er waren kooperativ genug gewesen. Vielleicht sogar zu kooperativ.

Anfangs hatte er zu wissen geglaubt, wie mit der Situation am

besten umgegangen werden müsse. Jessica hatte dafür umso mehr Zweifel gehabt, auch wenn sie wie üblich nachgegeben und ihm das Kommando überlassen hatte. Das tat sie bei schwierigen Entscheidungen immer. Sie überließ ihm die Verantwortung, behielt sich aber vor, ihm die Schuld zu geben, wenn etwas schiefging.

Laut Polizei war es *das einzig Richtige* gewesen. Zumaldest hatten sie das gesagt, als er sich bei ihnen gemeldet hatte. Nachdem nicht nur Tage, sondern Wochen vergangen waren, kamen auch ihm Zweifel.

Was passiert wäre, wenn er stattdessen den Mund gehalten und die Forderungen erfüllt hätte, konnte er natürlich nicht wissen. Wäre dann alles vorbei und Friede, Freude, Eierkuchen gewesen? Wie hätte er sich sicher sein können, dass die Sache damit abgeschlossen war und die Täter keine weiteren Forderungen stellten? Ihm weitere Aufträge erteilten und permanent drohten?

Ein Blick auf die Armbanduhr verriet ihm, dass es in fünf Minuten so weit war. Er schaltete den Motor ab, öffnete den Sicherheitsgurt und stieg aus. Die Stille erinnerte ihn an das Aufwachen als Kind auf der Rückbank, wenn sie irgendwo angekommen waren und sein Vater den Zündschlüssel abgezogen hatte.

Diese Stille hatte er nie gemocht. Er hatte sie immer als Anzeichen empfunden, dass etwas nicht in Ordnung war. Wie damals, als seine Eltern sich gestritten und eine Woche lang kein Wort miteinander gewechselt hatten. Oder so wie jetzt, inmitten von Feldern, auf denen nicht mal ein Traktor zu hören war.

Die Frage war, wie lange er ausharren sollte, bevor er mit leeren Händen nach Hause zurückkehrte. Eine Stunde? Drei Stunden? Oder nur eine Viertelstunde? Jessica anzurufen und sie zu fragen, würde nichts bringen. Ihre Antwort kannte er. In ihrer Welt gab es unendlich viele Erklärungen für eine Verzögerung. Dass sie gar nicht auftauchen könnten, widersprach aus ihrer Sicht allen Ge-

setzen der Natur und war somit undenkbar. So groß war ihre Hoffnung.

Die Vorstellung, allein nach Hause zu kommen und die Enttäuschung in ihren Augen zu sehen, schmerzte ihn am meisten. Ihre Hoffnung würde erlöschen, ihr Blick würde sich verfinstern, und sie würde ihm die Schuld geben. Er würde es sein, der alles falsch gemacht hatte. Nichts könnte er zu seiner Verteidigung vorbringen, was den Fehler mildern und ihnen dabei helfen würde, sich zu versöhnen und gemeinsam zu trauern.

Vier Minuten nach dem vereinbarten Zeitpunkt beschloss er, weitere sechsundfünfzig Minuten zu bleiben. Dann hätte er eine ganze Stunde abgewartet. Noch länger an diesem Ort auszuhalten, wäre sinnlos. Wären sie wirklich aufgehalten worden, hätten sie Kontakt zu ihm aufgenommen, anstatt ihn im Ungewissen zu lassen.

Sofern das nicht ihre Absicht war. Ihn weit genug von dem Ort wegzulocken, an dem er sich jetzt eigentlich hätte befinden müssen. Wo auch immer das sein mochte. Zu Hause bei Jessica und Athena? Aber hatten sie ihm und seiner Familie nicht schon genug Leid zugefügt? Oder hatten sie die Bank im Kopf, wo er jetzt an seinem Arbeitsplatz hätte sein müssen? Hatten sie die Aktion deshalb auf einen Montagmorgen gelegt und nicht auf das Wochenende oder den Nachmittag? Momentan war die Bank noch nicht für den Kundenverkehr geöffnet, aber das Bargelddepot wurde bereits aufgefüllt.

Seine Gedankengänge gehorchten keiner Logik mehr und brachen erst ab, als er in der Ferne eine Bewegung sah. Auf der Straße bewegte sich ein winziger Fleck, ein Vogel vielleicht, der etwas von der Fahrbahn aufpickte. Oder ein kleiner Junge, der auf ihn zukam.

Die Zeit ist reif für eine Wiedervereinigung, hatten sie geschrieben, und warum hätten sie ihm das schreiben und ihm darüber hinaus

die exakten Koordinaten nennen sollen, wenn sie vorgehabt hätten, ihn hier sinnlos herumstehen zu lassen? Je länger er darüber nachdachte, desto offensichtlicher wurde es. Selbstverständlich hatten sie die Absicht, ihm wie angekündigt zurückzugeben, was sie ihm genommen hatten.

Seine Unnachgiebigkeit hatte offenbar Früchte getragen. Er war stärker gewesen, als sie gedacht hatten, und verhielt sich nicht wie erwartet. Da ihnen die Sache daher mittlerweile nur noch Kopfschmerzen bereitete, wollten sie sie einfach nur vom Hals haben.

Doch da kam kein kleiner Junge auf ihn zu. Es war ein Auto, ein gelber Transporter von DHL, der in viel zu hohem Tempo über die schmale Landstraße bretterte. Noch bevor er sich fragen konnte, ob der Wagen möglicherweise etwas mit ihm zu tun hatte, war das Auto schon vorbeigerast. Nur ein Hauch der nach faulen Eiern stinkenden Abgase blieb zurück.

Es spielte keine Rolle, wie sehr er sich bemüht hatte, sich keine Hoffnung zu machen. Nichts zu erwarten. Wie tapfer er sich gegen alle Emotionen zur Wehr gesetzt hatte. Als er da stand und dem gelben Transporter hinterherblickte, schwanden schlagartig seine Kräfte. Als kostete jede Sekunde ihn ein Jahr Lebenszeit. Eine halbe Minute länger, und er würde sich nicht mehr auf den Beinen halten können. Er musste sich bücken und die Hände auf den Knien abstützen, um Luft zu bekommen.

Die Straße, die Bäume, die Felder, alles drehte sich, während sein Körper sich bereit machte, sich zu übergeben. Alles loszuwerden, was er festgehalten und nicht rausgelassen hatte. Alles, was ihn innerlich zerstört und in einen gefühllosen Roboter verwandelt hatte.

Doch da war auf einmal dieses Geräusch, das ihn ein wenig beruhigte. Die quietschenden Bremsen in der Ferne. Er hob den Kopf

und sah, wie der Transporter stehen blieb, nachdem er eine schlingernde Vollbremsung hingelegt hatte. Dann leuchteten die Rücklichter auf, und das Fahrzeug setzte sich sehr viel langsamer rückwärts in Bewegung.

Direkt vor ihm blieb es stehen, und auf der anderen Seite öffnete sich die Fahrertür. Er hörte Schritte und sah zwischen den zwei Reifenpaaren schwere Stiefel. Schlau wurde er allerdings nicht aus dem Ganzen. Wurde ihm eine weitere Nachricht überbracht? Noch eine ...

»Lennart Olin?« Der junge Mann riss ihn aus seinen Gedanken. »Sind Sie das?« Er trug eine rote Weste und eine gelbe Schirmmütze über dem kurz geschnittenen Haar und sah aus wie höchstens achtzehn Jahre.

»Ja, das ist richtig.« Er nickte. »Lennart Olin, das bin ich.«

»Gut. Entschuldigen Sie die Verspätung, aber heute ist mein erster Arbeitstag, und allein schon, mich ins System einzuloggen, hat eine ...«

»Wo ist er?«, fiel er dem jungen Mann ungeduldig ins Wort.

»Wer?«

»Tun Sie nicht so. Ich bin nicht blöd. Sagen Sie mir, wo er ist.«

»Äh ...« Der junge Mann kratzte sich im Nacken. »Ich weiß nicht genau, was ich dazu ... Also, ich bin ja nur ein ... Ach ja! Jetzt hätte ich fast das Wichtigste vergessen.« Der junge Mann hielt strahlend den einen Zeigefinger in die Höhe. »Können Sie sich ausweisen?«

»Ausweisen?«

»Ja, mit Bild. Es muss unbedingt ein Dokument mit Bild sein. Damit ich ganz sicher bin, dass Sie es wirklich sind.«

»Wer soll ich denn sonst sein? Um sechs Uhr morgens mitten in der Pampa?«

»Sorry, aber ich habe die Regeln nicht gemacht.« Der junge

Mann zuckte mit den Schultern. »Können Sie sich nun ausweisen oder nicht?«

Lennart Olin seufzte, holte seine Brieftasche hervor, klappte sie auf und zeigte dem Fahrer seinen Führerschein. Der junge Mann trug die Personennummer in ein Formular ein und reichte ihm anschließend den Kugelschreiber. »Jetzt müssen Sie nur noch hier unterschreiben.«

Er verstand nicht, wieso er unterschreiben sollte. Er verstand überhaupt nichts, aber er tat, was von ihm verlangt wurde.

»Dann bedanke ich mich.« Der junge Mann riss das Blatt unter dem blauen Kohlepapier von seinem Block ab. »Hier ist Ihr Beleg.« Dann drehte er sich um, öffnete die hinteren Türen des Transporters und verschwand im Laderaum. Als er wieder herauskam, hatte er einen abgenutzten alten Koffer bei sich. »Bitte sehr.« Er stellte den Koffer auf die Straße und wandte sich wieder dem Fahrzeug zu. »Dann wünsche ich Ihnen noch einen angenehmen Tag.«

Lennart Olin wusste nicht, was er darauf erwidern sollte, und schwieg daher, während der junge Mann im Transporter verschwand und sich auf den Fahrersitz setzte. Er wollte hinterherrennen und die Fahrertür aufreißen. Den jungen Mann vom Sitz zerren und ihn fragen, was das alles zu bedeuten hatte.

Stattdessen blieb er regungslos stehen und sah dem Transporter hinterher, bis er außer Sichtweite war. Wie in Trance stand er auf der verlassenen Landstraße, während das Motorengeräusch allmählich verstummte. Erst als wieder Stille herrschte, senkte er den Blick und betrachtete den Koffer.

Er hatte einen ähnlichen auf dem Dachboden. Den hatte er von seinem Vater bekommen, aber nie benutzt. Er roch muffig, hatte keine Rollen und war ziemlich unpraktisch. Tatsächlich hatte dieser Koffer hier große Ähnlichkeit mit seinem eigenen, und er fragte sich unwillkürlich, was das wiederum zu bedeuten hatte.

Dass all diese Überlegungen nutzlos waren und nur dazu dienten, das Unausweichliche hinauszuzögern, wurde in dem Moment offensichtlich, als er nach dem Henkel griff. Der Koffer war schwer. Er brauchte ihn nur kurz anzuheben, um zu wissen, dass er an die zwanzig Kilo wog.

Erst da wurde ihm klar, was für einen Fehler er gemacht hatte. Wie falsch es gewesen war, die Polizei einzuschalten und sich an ihre Anweisungen zu halten. Er sackte in sich zusammen und ließ seinen Tränen freien Lauf.

TEIL I

13. – 17. September 2025

*Die Vergangenheit lässt sich nicht mehr ändern.
Nur die Zukunft liegt in meinen Händen.*

MATILDA RISK

I

Kaum hatte Harald das Haus betreten, merkte Amanda Olsson, dass er schlechte Laune hatte. Sein Lächeln und die Beteuerung, sie vermisst zu haben, kaschierten nicht seine Kurzatmigkeit und erst recht nicht die Anspannung, mit der er vor dem Duschen die Badezimmertür hinter sich schloss oder vielmehr zuknallte.

Es dauerte auch nicht lange, bis er etwas zu meckern hatte. Es war ihm zu unordentlich, obwohl sie stundenlang geputzt hatte, um ihn zufriedenzustellen.

Im Laufe der Jahre hatte sie sich an seine cholerische Art gewöhnt. Besonders nach langen Schichten ließ ihn oft schon ein kleines Ärgernis aus der Haut fahren. Dann behandelte sie ihn wie ein rohes Ei und glättete die Wogen. Vor allem galt es, unangenehme Überraschungen zu vermeiden. Wie zum Beispiel Gerichte, die er nicht kannte. Und sie musste auch darauf achten, dass sie nicht zu viel redete.

Sein Jähzorn war ein Problem, aber keins, mit dem sie nicht fertig geworden wäre. Sie verspürte kein Bedürfnis, mit irgendjemandem darüber zu sprechen. Außenstehende hätten es ohnehin nicht verstanden. Außerdem wusste sie auch so, was sie zu hören bekommen hätte. *Trenn dich von ihm, Amanda. Trenn dich von ihm, bevor es zu spät ist.*

Aber so einfach war es nicht, weder emotional noch finanziell,

und so rätselhaft es von außen auch wirken mochte, sie liebte ihn noch immer. Sie liebte seine strahlend blauen Augen, seine markanten Züge und diesen Körper, der einem Marvel-Film entsprungen zu sein schien. Ebenso liebte sie seine Umsicht und Warmherzigkeit, wenn er in der richtigen Stimmung war. Dann hatte er die tollsten Einfälle und verwöhnte sie nach Strich und Faden.

Wenn sie ehrlich war, wusste sie jedoch mittlerweile auch seine Abwesenheit immer mehr zu schätzen. Vor allem die langen Schichten, die sich vom frühen Abend bis zum nächsten Morgen erstreckten. Da konnten Emelie und sie sich ein bisschen erholen. Diesmal hatten sie fast vierundzwanzig Stunden für sich gehabt.

Nun musste sie dafür sorgen, dass heute Abend nichts schiefging und er, wie in den meisten Fällen, morgen früh ausgeruht aufwachte. Vielleicht würde er ihr sogar das Frühstück ans Bett bringen und ihr dieses Lächeln schenken, in das sie sich damals unsterblich verliebt hatte.

Es hing alles davon ab, wie viel Alkohol er sich hinter die Binde kippte. Wenn es zu viel war, konnte nicht nur der Abend, sondern auch der nächste Tag aus dem Ruder laufen, und da er schon vor dem Essen zwei Starkbier und einen großen Schnaps getrunken hatte, war sie auf der Hut.

Ihn zu bitten, es langsamer angehen zu lassen und zwischen durch ein Glas Wasser zu trinken, war keine gute Idee. Diese Lektion hatte sie auf die harte Tour gelernt. Und es war schließlich Samstagabend, da durfte er sich ja wohl mal ein Gläschen gönnen.

Wenigstens hatte sie Emelie zum Einschlafen gebracht, während er unter der Dusche war. Am Vorabend waren sie aber auch bis in die Puppen aufgeblieben, und heute Morgen hatte sie das Mädchen schon um sechs geweckt und nach dem Frühstück eine lange Wanderung über den Kullaberg mit ihr gemacht. Wie erwartet hatte Emelie lautstark protestiert, aber am Abend war sie so

müde gewesen, dass ihr nach zehn Minuten Vorlesen die Augen zufielen.

Emelie war ein Mamakind. Zwischen Harald und ihr hatte die Chemie noch nie gestimmt. Das war nicht weiter bemerkenswert, denn wahrscheinlich bevorzugte jedes Kind eines seiner Elternteile. Sorgen bereitete Amanda hingegen, dass die Distanz zwischen den beiden immer größer zu werden schien. Im Sommer hatte Emelie angefangen, *Harald* statt *Papa* zu ihm zu sagen.

Immerhin schlief sie jetzt, sodass Harald sich wenigstens nicht darüber aufregen konnte. Und außerdem gab es Lammgulasch mit Pflaumen, Ingwer und Zimt. Davon bekam er meistens gute Laune. Sie hatte das Essen schon am Vortag gekocht, weil es dann noch besser schmeckte, was im Übrigen für fast alle Schmorgereichte galt. Zeit war ein schwer zu toppendes Gewürz.

»Mmm ... ist das lecker.« Harald wischte sich mit dem Handrücken über den Mund und hob sein Glas. »Prost, Liebling. Genau das habe ich jetzt gebraucht.«

»Dann ist ja gut.« Sie hob ebenfalls ihr Glas. »Prost.«

»Auf dich und das leckerste Lammgulasch der Welt.« Er trank einen Schluck und holte tief Luft. »Du kannst dir nicht vorstellen, wie schön es ist, wieder zu Hause zu sein.«

»Das freut mich.« Sie lächelte ihn an. »Ich finde es auch schön, dich wieder hier zu haben.«

»Wirklich?«

»Ja, natürlich. Sehr schön sogar!«

Harald stellte sein Glas ab und sah sie auf diese Art an, die sie so verunsicherte. Ohne Vorwarnung hatte er plötzlich diesen stechenden Blick und schien jede einzelne Pore in ihrem Gesicht auf irgendein Detail zu untersuchen, über das er sich ärgern könnte.

»Warum sollte ich mich denn nicht freuen?«, fuhr sie fort, während sie versuchte, ihn mit einem Lächeln zu entwaffnen.

»Ich dachte nur, du findest es vielleicht ganz angenehm hier zu Hause, während ich mich für unseren Lebensunterhalt abrackere.« Harald leerte sein Glas.

»Ich weiß das wirklich zu schätzen, Harald. Aber ich hätte auch kein Problem damit, wieder arbeiten zu gehen, falls du das ...«

»Du weißt genau, dass ich das nicht will. Darauf wollte ich nicht hinaus, aber es ist auch scheißegal. Erzähl mir lieber, ob ihr zwei es schön zusammen gehabt habt. Du und Emelie.«

»Sehr schön sogar.«

»Aber nicht zu schön, will ich hoffen. Ein bisschen werdet ihr mich doch schon vermisst haben?«

»Natürlich. Emelie hat sich wirklich auf dich gefreut.«

»Ach ja? Und du nicht, oder was?«

»Liebling, natürlich habe ich mich auf dich gefreut.« Es lag am Alkohol. Wenn es so weiterging, war es bald völlig egal, was sie sagte.

»Aber?«

»Nichts. Es gibt kein Aber. Ich wollte dir nur erzählen, dass deine Tochter dich vermisst hat.«

»Aha, das hat sie also getan.« Harald nickte, schenkte sein Glas voll und trank. »Sieh an.« Eine Weile wirkte er in sich versunken. »Warum lügst du mich an?«

»Wie meinst du das? Wieso sollte ich dich anlügen? Wovon redest du?«

»Verdammst noch mal!« Er donnerte seine Faust auf den Tisch. »Für wen hältst du mich? Denkst du, ich wüsste nicht, wie sehr dieses Kind mich hasst? Sie will doch immer nur, dass ich verschwinde.«

»Das stimmt doch gar nicht.« Sie schüttelte den Kopf und kam sich dabei vor wie eine schlechte Schauspielerin. »Wie kommst du darauf?«

»Denkst du, ich merke nicht, dass du sie gegen mich aufhetzt?«

»Aber Harald, ich ...«

»Schnauze!« Wieder schlug er auf den Tisch. Diesmal geriet die Weinflasche ins Wanken, fiel vom Tisch und landete klimpend auf den Fliesen. »Scheiße!«

»Keine Sorge. Ich wisch das weg.« Sie stand auf, sammelte die größeren Scherben ein und eilte zum Spülbecken, um einen Lappen zu holen.

»Typisch für dich, die Weinflasche so nah an die Tischkante zu stellen.«

»Liebling, das ist doch nicht schlimm. Ich habe zwei Flaschen gekauft. Wir machen einfach eine neue auf.« Sie ging in die Hocke, wischte die Weinlache mit den kleinen glitzernden Splittern darin auf, als Emelie plötzlich nach ihr rief.

»Mama!«

»Was ist denn nun schon wieder?«

»Nichts.«

»Nichts? Hörst du nicht, wie sie rumschreit?«

»Ganz ruhig, Harald.«

»Ich soll ruhig bleiben? Hab ich etwa rumgeschrien? Willst du damit sagen, dass alles meine Schuld ist?«

»Nein, aber jetzt lass mich das eben fertigmachen, und dann geh ich zu ihr rüber und ...«

»Nein, nein, nein, vergiss es.« Er trank den letzten Rest Wein aus seinem Glas. »Jetzt reicht es aber mit diesem verdammten Kuschelkurs. Wenn jemand da rübergeht, bin ich es.« Er stand so abrupt auf, dass der Stuhl umkippte.

»Was soll das heißen? Willst du sie trösten?«

»Nein, ich gehe jetzt in ihr Zimmer und versuche, ihr klarzumachen, dass man mit fast zwölf Jahren nicht jedes Mal, wenn man nachts aufwacht, schreien kann wie am Spieß.«

»Sie hat wahrscheinlich Angst. Dafür kann sie doch nichts.«

»Wovor sollte sie denn Angst haben?« Er breitete die Arme aus und sah sich demonstrativ um. »Hier gibt es doch nichts, wovor man Angst haben müsste.«

»Was weiß ich, aber ...«

»Eben. Wenn dieses Kind ein Problem hat, dann bist du es. Du bist eine richtige Glucke. Sobald ich euch den Rücken kehre, betüddelst du sie, als wäre sie deine kleine Babypuppe. Aber sie gehört dir nicht. Kapierst du das, Amanda? Sie ist auch meine Tochter, und jetzt werde ich dafür sorgen, dass ein für alle Mal Schluss ist mit diesem Geschrei.«

»Harald, bitte. Lass mich zu ihr übergehen. Ich verspreche dir, dass sie ...«

Auf einmal ging das Licht aus. Nicht nur die Lampe über dem Esstisch, sondern auch die Spots über der Arbeitsplatte und der Spüle, ebenso wie die Beleuchtung im Flur und im Wohnzimmer. Sogar die blauen Ziffern am Herd leuchteten nicht mehr.

»Verdamm ...« Harald stöhnte auf und schaltete seine Handytaschenlampe an. »Warte hier, ich gehe in die Garage und schaue mir den Sicherungskasten an.«

»Und was ist mit Emelie? Soll sie allein im Bett liegen ...?«

»Um Emelie kümmere ich mich. Du wartest hier. Kapiert?«

Amanda schwieg. Sie wollte nichts versprechen, was sie möglicherweise nicht halten konnte.

»Nur dass du es weißt«, fuhr er fort, während Emelie wieder nach ihr rief. »Wenn ich dich in ihrem Zimmer erwische, werde ich sauer. Kapiert? Und zwar richtig sauer.«

»Verstanden.« Sie nickte ihm zu, bevor er das Haus verließ. Mehr konnte sie nicht tun. Sie musste es hinnehmen und hoffen, dass Emelie von allein wieder einschlief. Doch das tat sie nicht.

Auch nachdem einige Minuten vergangen waren, rief und schrie sie noch immer.

Das Merkwürdige war, dass sie nicht aus ihrem Zimmer kam. Das tat sie sonst immer, wenn sie ängstlich oder traurig war. Dann kuschelte sie sich zu Amanda aufs Sofa oder kroch unter ihre Bettdecke. Vielleicht hatte sie Haralds Drohungen gehört und traute sich nicht heraus.

In Amandas Kopf läuteten alle Alarmglocken. Am liebsten wäre sie ins Zimmer ihrer Tochter gegangen, hätte sie in die Arme genommen und getröstet, bis sie wieder einschlief. Stattdessen hockte sie im Dunkeln neben dem verschütteten Wein und wartete.

Wo blieb Harald so lange? Suchte er eine neue Sicherung und fand keine? Bislang war noch nie eine kaputtgegangen. Hatten sie nicht ohnehin diese Sicherungsschalter?

»Mama!«, schrie Emelie mit neuer Kraft und rüttelte an der Tür. »Lass mich raus, Mama! Komm jetzt und mach die Tür auf! Mama, bitte!«

Er hatte doch wohl nicht ihre Zimmertür abgeschlossen? Nein, so was würde Harald nie tun. Oder doch? Unsicher rannte sie in den Flur. Kam Emelie deshalb nicht aus ihrem Zimmer? Amanda konnte es kaum glauben, doch als sie nach der Türklinke griff, musste sie feststellen, dass er tatsächlich abgeschlossen hatte. Sie konnte daran ziehen und rütteln, so viel sie wollte, die Tür ließ sich nicht öffnen.

»Ganz ruhig, Liebling, ich komme. Ich muss nur schnell einen Schlüssel suchen.« Sie schaltete ihre Handytaschenlampe an, um zur Schlafzimmertür zu laufen, in der von innen ebenfalls ein Schlüssel steckte.

In diesem Moment fiel ihr auf, dass sie keinen Empfang hatte.

Dabei hatte sie im Gegensatz zu Harald, der bei einem anderen Anbieter war, zu Hause normalerweise gutes Netz.

Sie versuchte, ihn anzurufen, weil sie das dringende Bedürfnis hatte, ihm zu sagen, dass er wirklich zu weit gegangen war, als er Emelies Tür abgeschlossen hatte. Doch sie hatte keinen Empfang. Probeweise klickte sie *Helsingborgs Dagblad* an, aber sie hatte auch keine Internetverbindung.

Zumindest hatte Emelie sich inzwischen beruhigt. Es fiel ihr erst jetzt auf. Emelie war offenbar zum allerersten Mal von allein wieder eingeschlafen. Mitten in der ganzen Aufregung fiel eine schwere Last von ihr ab.

Endlich eine gute Nachricht, die Haralds Laune erheblich verbessern würde, wenn er aus der Garage kam. Nun konnte Amanda sich darauf konzentrieren, Kerzen anzuzünden und dafür zu sorgen, dass der Abend doch noch gemütlich und vielleicht sogar ein bisschen romantisch wurde.

Vorher wollte sie sich nur schnell vergewissern, dass Emelie nicht ihre Bettdecke weggestampelt hatte, sondern gut zudeckt war. Amanda zog den Schlüssel aus der Schlafzimmertür, schaltete die Handytaschenlampe aus, um Emelie nicht zu wecken, und ging vorsichtig zu deren Zimmertür.

Sie wunderte sich darüber, wie kalt die Klinke sich anfühlte. Kaum hatte sie die Tür geöffnet, merkte sie, dass das Zimmer ausgekühlt war. Das Fenster war weit geöffnet, die Vorhänge fegten über den Fußboden. Sie hatte das Fenster absichtlich einen Spalt offen gelassen, und der Wind hatte offenbar den Sturmhaken aus der Öse gehoben.

War Emelie davon aufgewacht? Das wäre nicht weiter erstaunlich gewesen. Mit ihrer lebhaften Fantasie hatte sie sich wahrscheinlich eingebildet, die Vorhänge sähen wie Gespenster aus. Doch jetzt zählte nur, dass sie schlief.

Nachdem sie das Fenster geschlossen und so leise wie möglich die Vorhänge zugezogen hatte, ging Amanda zum Bett hinüber. In der Dunkelheit konnte sie lediglich die hellen Farbtöne der Bettwäsche erkennen. Sie setzte sich auf die Bettkante und zupfte die Decke zurecht.

Im ersten Moment merkte sie nur, dass etwas nicht stimmte. Was es war, begriff sie erst, als sie die Decke zur Seite schlug, über das Laken strich und feststellen musste, dass das Bett leer war.

2

»Und wann darf ich ihn mal kennenlernen?« Fabian Risk schenkte sein Glas und das von Matilda noch einmal voll und regulierte die Länge des Dochts in der Sturmlaterne.

»Wen meinst du?« Matilda blickte von ihrem Handy auf. »Simon?«

»Ja.« Er nippte am Wein und registrierte, dass die Windstöße heftiger wurden und das Boot sich immer stärker zur Seite neigte.

»Wir machen doch nur ein bisschen rum. Ich habe keine Ahnung, ob es was Ernstes ist. Vielleicht lerne ich ihn erst mal selbst kennen, bevor du dein Urteil über ihn fällst.«

»Ich bin nur neugierig. Seit wann ist das verboten?«

»Versuch es gar nicht erst, Papa. Ich kenne dich. Du siehst in jeder zweiten Person einen Psychopathen.«

»Übertreib nicht. Manchmal sehe ich auch Serienmörder.«

»Genau«, sagte sie lachend. »Wer außer dir würde Serienmörder sogar in einem Land entdecken, wo es gar keine gibt?« Matilda schüttelte den Kopf und nahm sich das letzte Stück der Lasagne, die er von zu Hause mitgebracht hatte. »Jedenfalls brauchst du dir bei Simon keine Sorgen zu machen, denke ich. Er ist supernetz. Und wer weiß ...« Sie zuckte mit den Schultern. »Vielleicht ist es auch schon vorbei.«

»Warum das?«

»Nimm nur mal dieses Wochenende. Er kann nicht verstehen, wie man freiwillig mit seinem Vater auf einem Segelboot herumhängen kann, statt in Lund Party zu machen.«

»Das versteh ich auch nicht, aber ich freue mich darüber, dass du hier bist.«

»Ach, Papa.« Sie sah ihn an. »Ich freue mich doch auch. Als ich klein war, hattest du nie Zeit für so was.« Sie griff nach ihrem Glas. »Trinken wir auf dieses Wochenende.«

Wenn es möglich gewesen wäre, die Zeit anzuhalten, hätte er es getan. Alles stimmte, der Augenblick war einfach perfekt. Der zunehmende Wind draußen ließ die Kajüte mit ihrem lackierten Mahagoni noch gemütlicher und gepflegter wirken. Der Wein war optimal temperiert, und aus den neuen Boxen erklang das Debütalbum von Ry X.

Doch vor allem lag es an Matilda. Dass sie nach allem, was sie durchgemacht hatten, so spät im Leben noch zueinanderfinden würden, hätte er nicht zu hoffen gewagt. Und trotzdem saßen sie jetzt hier, und mit ein bisschen Wohlwollen kam er sich ausnahmsweise sogar wie ein guter Vater vor. Nach diesem Gefühl hatte er sich gesehnt, seit er denken konnte.

Die Vibration des Handys auf dem Tisch vertrieb den Zauber und weckte Matildas Aufmerksamkeit.

»Jetzt schreibt er wenigstens, dass er mich vermisst. Dann ist es wohl doch noch nicht vorbei.«

»Wie schön.« Er studierte ihr Gesicht, während sie mit geschickten Daumen eine Antwort schrieb und mitsamt einem Selfie abschickte.

Sie war so erwachsen und selbstsicher geworden. Als hätte sie keinerlei Zweifel daran, wer sie war und was sie wollte. Genau genommen war es bei ihr immer schon so gewesen. Bereits als kleines Mädchen war ihre Persönlichkeit klar und deutlich zu erken-

nen gewesen. Ganz anders als bei ihm, der immer noch versuchte, aus sich selbst schlau zu werden.

Wenn er ehrlich war, wusste er immer noch nicht, wer er war. Natürlich hatte er sich verändert, seit er vor fünfzehn Jahren Stockholm verlassen hatte und mit seiner Familie nach Helsingborg gezogen war. Damals hatte er geglaubt, das Schlimmste hinter sich lassen und ganz von vorne anfangen zu können.

Inzwischen war er klüger.

Die dreizehn Jahre seit der Scheidung waren relativ ruhig verlaufen. Sogar im Beruf hatten sich die Dinge normalisiert. Zwar hatten Drogenhandel und Gewaltverbrechen zugenommen, aber von wenigen Ausnahmen abgesehen, waren die Fälle nichts im Vergleich zu seinen ersten Jahren in Helsingborg. Die Ermittlungen, an denen er damals gearbeitet hatte, und die Täter, mit denen er konfrontiert gewesen war, hatten sich auf einem so vollkommen anderen Niveau bewegt, dass sich jeder Vergleich verbot.

Seine Erinnerungen an diese Zeit kamen ihm zunehmend wie Fragmente eines bösen Traums vor. Gleichzeitig verspürte er eine gewisse Beunruhigung. Es gab keinen konkreten Anlass, sondern nur das vage, aber permanente Gefühl, dass das, was er gerade erlebte, die Ruhe vor dem Sturm war.

»Und du? Was tut sich bei dir?« Matilda sah von ihrem Handy auf.

»Inwiefern?«

»Ich meine an der Datingfront. Mama und du habt euch vor Ewigkeiten getrennt, und sie ist ja schon lange wieder verheiratet«

»Nichts könnte mich glücklicher machen«, unterbrach er sie. »Solange es ihr besser geht als mit mir, bin ich zufrieden.«

»Jetzt mal im Ernst, Papa. Du bist erst fünfundfünfzig und siehst für dein Alter völlig okay aus. Du weißt schon, was ich

meine. Das Leben ist noch nicht vorbei. Ich helfe dir gerne dabei, einen Account anzulegen und dich gut zu präsentieren.«

»Danke, nicht nötig. Ich komme wunderbar zurecht. Apropos, weißt du schon, was du dir zum Geburtstag wünschst?«

»Apropos was?«

»Apropos Älterwerden. Davon hast du doch gerade gesprochen, und du hast bald Geburtstag.«

»Bald?« Matilda seufzte. »Mein Geburtstag ist in anderthalb Monaten. So leicht kommst du nicht davon ...« Irgendetwas knallte gegen den Rumpf, und das Boot erbebte. »Was war das?«

»Ich sehe mal nach.« Fabian stand auf. Er war sich nicht sicher, ob das Boot tatsächlich so heftig schwankte oder ob er ein Glas zu viel getrunken hatte.

Oben im Cockpit stellte er fest, dass der Wind nicht nur stärker geworden war, sondern auch gedreht hatte und nun aus östlicher Richtung kam. Obendrein war er ziemlich abgekühlt, was nicht weiter erstaunlich war, denn schließlich hatte er auf seinem Weg von Schweden den ganzen Öresund überquert.

Der kleine Hafen von Humlebæk, ansonsten die reinste Idylle, war in Aufruhr. Der Wind pfiff, Wanten schlügen scheppernd gegen die Masten, und die dicht an dicht liegenden Boote rissen an ihren Vertäuungen. Überall quietschten die zusammengedrückten Fender, und hier und da sah man die Umrisse von Leuten, die etwas festzurrten.

Auf der protzigen Motorjacht neben ihnen war allerdings niemand zu sehen, obwohl hinter den Scheiben Licht brannte und sich die eine der vorderen Festmacherleinen gelöst hatte, weshalb das Boot gegen Fabians Maxi donnerte.

»Hallo!«, rief er und schlug mit der Faust gegen den Schiffsrumph. Als niemand reagierte, sah er keine andere Möglichkeit, als

selbst aufs Nachbarboot zu steigen und es mit der vorderen Festmacherleine zu sichern.

Einige Meter entfernt standen zwei Männer mit dem Rücken zu ihm auf dem Pier und sahen nach Schweden hinüber.

»Entschuldigung«, rief er, bekam aber keine Antwort. »Hallo? Ist das Ihr Boot?« Seine Stimme kam nicht gegen den Wind an, sie hörten ihn nicht. Also sprang er von Bord und hastete über den Holzsteg zum Pier.

Normalerweise sah man selbst bei schlechtem Wetter, wie die schwedische Küste auf der gegenüberliegenden Seite des Sundes wie von einer endlosen Lichterkette hell erleuchtet wurde. Schweden mochte dunkler und kälter geworden sein, aber von hier aus betrachtet schien das Land in Licht zu baden.

An diesem Abend jedoch war es da drüben so dunkel, als wäre Schweden ausradiert worden. Die Finsternis war derart kompakt, dass sie nur auf einer vollständigen Verdunkelung beruhen konnte.

3

Amanda Olsson hatte von Müttern gehört, die über Superkräfte verfügten, wenn ihre Kinder in Lebensgefahr schwebten. Von Frauen, die plötzlich ein Auto anhoben oder sich gegen einen Hai zur Wehr setzten, obwohl sie zur Verteidigung nur eine Digitalkamera in der Hand hielten.

Sie selbst besaß nichts, was im Nachhinein auch nur annähernd als Kraft hätte bezeichnet werden und für Schlagzeilen hätte sorgen können. Emelie musste etwas Schlimmes zugestoßen sein. Wahrscheinlich war sie in Lebensgefahr. Vielleicht war sie auch schon tot. Trotzdem konnte Amanda sich nicht einmal dazu durchringen, nach ihr zu rufen. Sie wusste nicht, warum. Denn genau das hätte sie tun sollen. Laut schreien und nicht verstummen, bevor sie sie gefunden hatte. Ihre wunderbare kleine Emelie.

Stattdessen rannte sie planlos hin und her. Schaute hinter die Vorhänge und in den Kleiderschrank. Schob vorsichtig die Hände hinein und wühlte in Emelies Sachen herum, als spielten sie Verstecken. Der Unterschied war nur, dass ihr Herz hämmerte wie eine Nähmaschine. Sie warf noch einen kurzen Blick hinter die Zimmertür und unter Emelies Bett, wo sie zwischen anderen Spielsachen den Teddy Einar entdeckte, den sie die ganze Woche gesucht hatten.

Aus irgendeinem Grund traute sie sich nicht zu schreien. Als

schreckte sie vor der akustischen Manifestation ihrer eigenen Verzweiflung zurück, weil sie befürchtete, allein die Lautstärke würde alle Schichten der Verleugnung durchdringen und die Erkenntnis in ihr Bewusstsein transportieren, dass dies alles real war. Das denkbar Schlimmste war eingetreten, und nichts würde mehr so sein wie vorher.

Hatte Harald sie mit in die Garage genommen? Es wäre untypisch für ihn gewesen, aber es schadete ja nicht, mal nachzusehen. Zumindest wäre das eine Erklärung, warum er schon so lange weg war. Wie lange konnte man eigentlich brauchen, um eine Sicherung auszutauschen?

Sie war beinahe ein wenig erstaunt, ihre eigene Stimme zu hören. »Emelie, wo bist du?« Anfangs klang sie zögerlich, aber nachdem sie erst einmal den Mund geöffnet und den Namen ihrer Tochter gesagt hatte, gab es kein Zurück mehr. »Emelie.« Sie durfte den Kopf nicht länger in den Sand stecken. »Emelie, Emelie, Emelie.«

Mit jedem Schritt in Richtung Garagentür spannte sich die Muskulatur in Brust und Bauch mehr an, und schließlich schrie sie aus vollem Hals. Genau, wie sie es schon lange hätte tun sollen. »Emelie!«, schrie sie in die Dunkelheit hinein. »Emelie, wo bist du?«

Am ganzen Körper zitternd vor Angst, eilte sie an der Abstellkammer und am Hobbyraum vorbei. »Emelie! Hörst du mich?« In der Garage angekommen, stellte sie zu ihrer Verblüffung fest, dass das Auto weg war. Das Garagentor stand offen. »Emelie!«, brüllte sie.

Harald hatte sie mitgenommen. So musste es sein. Er war mit ihr weggefahren. Aber warum? Amanda stellte sich auf die Einfahrt und sah sich um. Ihr Blick fiel auf ein paar Nachbarn, die sich auf der Straße versammelt hatten.

»Hallo, habt ihr Emelie gesehen?« Sie eilte auf das Grüppchen zu. »Hallo?«

Mit fragenden Gesichtern drehten sich die Leute zu ihr um.

»Warum antwortet ihr nicht?« Sie packte die Nachbarin am Ärmel und zog sie näher zu sich. »Emelie ist weg!« Sie sah, wie die Lippen der Frau sich bewegten, hörte aber nicht, was sie sagte, sondern spürte nur die Hände der Nachbarin, mit denen sie sich zu befreien versuchte.

Einer der Männer brüllte ihr ungehalten ins Ohr, sie solle sich beruhigen. Aber wie sollte sie sich beruhigen, wenn ihre Tochter entführt worden war? Stattdessen schrie sie. Sie schrie aus Leibeskräften und schlug nach den Händen, die sie festhalten wollten.

Die Nachbarn wichen vor ihr zurück. Vage nahm sie wahr, wie sie miteinander redeten, aber was sie sagten, war ohnehin egal, so lange Emelie weg war. Nur das zählte. Sie musste Emelie finden.

Amanda rannte die Straße hinunter und suchte nach einem Hinweis darauf, was geschehen sein könnte, doch sie sah nur die stockdunklen Häuser und die Leute, die draußen herumstanden und sich aufgeregt mit ihren Nachbarn unterhielten. Offenbar wusste niemand, wieso der Strom ausgefallen war, aber während sich die anderen Leute nur darüber wunderten und einander Gesellschaft leisteten, war sie in heller Panik und ganz allein.

Das feuchte Gras unter ihren Füßen rief ihr ins Bewusstsein, dass sie keine Schuhe anhatte und wieder auf ihrem Grundstück angekommen war. Doch was sollte sie zu Hause machen? Hier gab es keine Emelie und auch keine Antwort auf die Frage, was passiert war. Nichts gab es hier. Nichts außer Leere und Fragezeichen.

Sie lief hinter das Haus, als ein Schatten im Augenwinkel sie innehalten ließ. Ein Schatten zwischen den Schatten. Sie drehte sich um und sah durch das Panoramafenster ins Wohnzimmer, um sich zu vergewissern, dass sie sich nicht getäuscht hatte.

Da saß er. Auf dem Sofa. Im Mondschein, der einen Weg durch die Wolkendecke gefunden hatte, sah sie, wie er sich umdrehte und ihr ins Gesicht schaute. Harald war wieder da. Sie waren wieder da.

Amanda konnte sich nicht erinnern, wann sie sich zuletzt so gefreut hatte, ihren Mann zu sehen. Durch die Garage, in der wieder das Auto stand, lief sie ins Haus.

»Wo wart ihr?«, rief sie schon im Flur. »Harald?« Sie sah sich im Wohnzimmer um. »Wo hast du Emelie gelassen?«

Harald saß reglos auf dem Sofa und starrte vor sich hin.

»Warum sagst du nichts?« Sie ging zu ihm. »Was hast du mit Emelie gemacht?« Sie verstand nicht, warum er nicht antwortete. Warum er nur dasaß und sie nicht einmal ansah. »Harald, verdammt noch mal! Wach auf!« Sie griff nach seiner Hand und wollte ihn hochziehen.

Auf einmal ging das Licht wieder an. Es war so lange dunkel gewesen, dass sie gar nicht mehr daran gedacht hatte. Die Lampen im Haus und die Außenbeleuchtung waren so hell, dass sie die Augen zusammenkneifen musste.

»Das habe ich gefunden.« Harald hielt ihr ein Kärtchen hin, auf das jemand etwas geschrieben hatte. Amanda las die wenigen Textzeilen immer wieder durch, bis sie den Inhalt erfasst hatte.

Sie sind gut beraten, unter keinen Umständen die Polizei einzuschalten.

Was immer Sie tun, lassen Sie die Polizei aus dem Spiel.

Emelie zuliebe.

4

Sie schwebte direkt vor dem Fenster. In zwanzig Metern Höhe und scheinbar befreit von allem, was mit Schwerkraft zu tun hatte. Die Möwe mit ihrer Flügelspannweite von einem guten Meter hielt sich ohne die geringste sichtbare Anstrengung in der Luft.

Fabian konnte den Blick nicht losreißen. Er war überzeugt davon, dass sie ihre Position mit Bedacht gewählt hatte. Nicht wegen der günstigen Aufwinde, sondern um ihn mit ihrem schadenfrohen Gekreische auszulachen, weil er an einem Sonntag bei schönsstem Spätsommerwetter im Besprechungszimmer eingesperrt war.

Das hatte er wirklich nicht verdient. Allein, dass er aus Humlebæk hatte aufbrechen und das Wochenende mit Matilda vorzeitig beenden müssen, war ungerecht. Kein Besuch in Louisiana, wo sie Werke von Andy Warhol und dem angesagten Pop-Art-Star Alex Da Corte hatten bewundern wollen. Kein Smørrebrød zum Mittagessen unten in der Hafenkneipe, wo die Kellnerin die Schnapsgläser randvoll schenkte, um mit der Oberflächenspannung zu experimentieren. Nichts von all dem, worauf er sich so gefreut hatte.

Dass Klippan eine Besprechung als *ungemein wichtig* bezeichnete, kam selten vor und hatte eine gewisse Neugier in ihm geweckt. Vielleicht hatte ihm genau das gefehlt. Andererseits verspürte er nicht die geringste Lust, in einen *ungemein wichtigen* Fall hineingezogen zu werden, denn *ungemein wichtig* war eigentlich

eine Umschreibung für Arbeit rund um die Uhr, der die Familie zum Opfer fiel und für die man im schlimmsten Fall sein Leben aufs Spiel setzte.

Im Grunde sollte er sofort kündigen und seinen Platz für jemanden Ehrgeizigeren räumen, bevor ihm diese ungemeine Wichtigkeit unter die Haut ging und ihn infizierte. Diese Arbeit sollten junge Leute machen, die noch glaubten, die Welt könne verbessert werden.

Mehr als einmal hatte er ein Kündigungsschreiben verfasst. Aber irgendetwas hatte ihn immer davon abgehalten, es einzureichen. Es war dieser Drang nach mehr. Das Gefühl, noch nicht fertig zu sein. Oder dass noch etwas auf ihn wartete. Ein Gefühl, das er verzweifelt zu verdrängen suchte. Wie ein Alkoholiker, der alle seine Vorräte in den Ausguss gekippt hatte. Bis auf diese eine Flasche.

»Und was ist mit dir?«, fragte Irene Lilja, die ihm an dem ovalen Tisch im Besprechungsraum schräg gegenüber saß. Um das Warten auf Klippan zu überbrücken, redete sie seit einiger Zeit ohne Punkt und Komma, und ihm war es wie üblich gelungen, das meiste davon auszublenden. Jetzt ging das anscheinend nicht mehr. »Hallo? Fabian, ich rede mit dir.«

»Entschuldige, was hast du gesagt?« Er riss sich vom Anblick der schwerelosen Möwe los und wandte sich der Kollegin zu, die mit beiden Händen herumfuchtelte.

»Ich bin gespannt, ob du Olles Story toppen kannst.«

»Äh ...« Er sah zu Olle Myrén, der ein gut gebügeltes Hemd und Krawatte trug. »Ich weiß nicht, ob ich ganz mitbekommen habe, was ihr ...«

»Was habe ich gesagt?«, fiel Lilja ihm ins Wort. »Er hat gar nicht zugehört. Du musst alles noch mal erzählen.«

»Wieso denn?« Myrén winkte ab. »So spannend ist es auch wieder nicht.«

»Doch, bitte«, beharrte Lilja und sah Fabian an. »Ich weiß ja nicht, wo du warst, als gestern Abend Stromausfall war. Ich war laufen, als es plötzlich stockdunkel wurde, und als ich nicht mal mehr mit dem Handy telefonieren konnte, habe sogar ich Angst bekommen. Aber das ist gar nichts gegen Olle, der gerade im Kino war.«

Myrén zuckte mit den Schultern. »Ich weiß nicht, ob es schlimmer war, aber im Kinosaal ist buchstäblich Panik ausgebrochen. Dass bis zum Stromausfall ein Horrorfilm gelaufen war, machte die Sache nicht besser.«

»Das kann ich mir vorstellen.« Fabian nickte, obwohl er sich in erster Linie darüber wunderte, dass Myrén mit seinen sechzig Jahren ins Kino ging, um sich Horrorfilme anzusehen.

»*Conjuring 4: Das letzte Kapitel*«, fuhr Myrén fort. »Eigentlich wollte ich gar nicht reingehen, weil der dritte Teil, *Im Bann des Teufels*, nicht mit den ersten beiden mithalten konnte, aber wenn ...«

»Lass gut sein, Olle«, fiel Lilja ihm ins Wort. »Erzähl lieber von der Frau, die ...«

In diesem Moment ging die Tür auf.

»Ach, da seid ihr ja!«, rief Klippan überschwänglich und machte die Tür hinter sich zu. »Man könnte beinahe glauben, es wäre Montag.« Er lachte auf, verstummte aber, als er merkte, dass niemand dem Scherz etwas abgewinnen konnte. »Ich weiß wirklich zu schätzen, dass ihr euch an einem Sonntag hierher bequemt, anstatt das schöne Wetter zu genießen. Und deshalb habe ich euch etwas mitgebracht.« Er deutete auf die Tür. »Du kannst jetzt reinkommen, Agneta!« Die Tür bewegte sich leicht, öffnete sich aber nicht. »Agneta, jetzt steh nicht länger draußen rum, sondern komm einfach rein.«

»Und wie soll ich das machen?«, rief Klippans Sekretärin Agneta Persson aus dem Flur.

»Hoppla, das hatte ich ganz vergessen.« Klippan eilte zurück zur Tür und ließ Agneta herein, die ein großes Tablett in den Händen hielt. »Tage wie dieser erfordern nicht nur exzellenten Kaffee, sondern vor allem ein großes Stück Marzipantorte.«

Unwillkürlich besserte sich Fabians Laune, und während Agneta Kaffeebecher, Servietten und Löffel verteilte, schnitt er das Gebäck an, das kein eingeschweißtes Ding aus dem Supermarkt war, sondern eine handgemachte Torte aus Fahlmans Konditorei, die in einem schicken Karton mit goldenem Geschenkband lag.

»Dann legen wir mal los«, sagte Klippan, sobald Agneta den Raum verlassen hatte.

»Wollen wir nicht auf Wanda warten?« Lilja nippte an ihrem Kaffee. »Sie müsste doch auch gleich da sein.«

»Nein, sie untersucht schon einen Tatort, aber dazu später. Wie einige von euch bereits wissen, liegt eine, gelinde gesagt, ereignisreiche Nacht hinter uns. Und damit meine ich nicht den kleinen Stromausfall.«

»So klein war der nun auch wieder nicht.«

»Wie auch immer. Damit müssen sich andere befassen. Unser geschätzter staatlicher Netzbetreiber Svenska kraftnät hat soeben eine Erklärung veröffentlicht. Vielleicht habt ihr die Meldung auch schon gelesen, aber der Zwischenfall wurde offenbar durch Wartungsarbeiten ausgelöst, die zu einer Überlastung des Umspannwerks auf Söderåsen geführt haben.«

»Wegen eines überlasteten lokalen Umspannwerks fällt in halb Skåne der Strom aus?« Lilja schüttelte den Kopf. »Das ist in diesen Zeiten ja beruhigend.«

»Es hat anscheinend in einigen weiteren Umspannwerken Do-

minoeffekte gegeben, die das Ganze verschlimmert haben. Aber was weiß ich schon? Im Grunde habe ich davon keine Ahnung.«

»Dass unser Stromnetz veraltet ist, dürfte ja kein Geheimnis sein«, bemerkte Myrén. »Angesichts der Energiekrise und der ganzen abgeschalteten Reaktoren ist es eigentlich ein Wunder, dass so was nicht öfter passiert.«

»Okay, genug davon. Das ist ja nicht der Grund, warum wir hier sitzen und Extrakalorien in uns hineinstopfen.« Klippan schob sich einen großen Löffel Torte in den Mund. »Wir haben zwei Fälle auf dem Tisch. Der eine ist nicht weiter bemerkenswert und hätte auch bis morgen warten können, aber da wir ohnehin hier versammelt sind, können wir ihn uns auch ansehen.« Er aß noch einen Löffel Torte und spülte ihn mit Kaffee hinunter, bevor er das Foto einer Frau mittleren Alters mit schulterlangem dunklem Haar, einer großen Brille und geblümter Bluse auf den Tisch legte. »Das ist Cornelia Berghammar. Sie lebt allein mit ihrem Hund draußen in Billesholm. Genauer gesagt, im Bäckstigen 16. Vor ein paar Stunden haben die Nachbarn die Polizei alarmiert, weil der Hund seit den frühen Morgenstunden vor ihrem Haus gestanden und gebellt hat. Da sie einen Schlüssel zu Cornelia Berghammars Haus haben, sind sie reingegangen, um nach dem Rechten zu sehen. Zu ihrem Erstaunen hat sich herausgestellt, dass ihre Nachbarin nicht zu Hause war.«

»Aha, inzwischen reicht es also schon, dass jemand nicht zu Hause ist, damit der Fall auf unserem Tisch landet«, kommentierte Lilja. »Noch dazu an einem Sonntag.«

»Dieser Fall ist wie gesagt nicht der Grund, warum ich euch zusammengetrommelt habe.«

Myrén zuckte mit den Schultern. »Vielleicht ist sie einfach ohne den Hund einkaufen gegangen.«

»Das kann durchaus sein, und deswegen sollten wir auch nicht

den Teufel an die Wand malen, aber andererseits verlässt sie den Nachbarn zufolge das Haus niemals ohne ihren Hund.«

»Cornelia Berghammar wurde also als vermisst gemeldet«, fasste Fabian zusammen und aß einen Bissen von der Torte. Dabei stellte er fest, dass Marzipan und Sahne in einem nahezu perfekten Mischungsverhältnis zueinander standen.

»Genau. Soweit ich weiß, deutet momentan aber nichts auf ein Verbrechen hin.«

»Vielleicht ist die Frage blöd«, sagte Lilja. »Aber wieso beschäftigen wir uns überhaupt damit, wenn nicht einmal der Verdacht auf ein Verbrechen besteht?«

»Weil ich ein netter Kerl bin und meinem lieben Kollegen aus Billesholm versprochen habe, dass wir uns die Sache mal ansehen, falls wir Zeit haben. Alle weiteren Informationen findet ihr in dem entsprechenden Dokument auf unserem Laufwerk, und jetzt widmen wir uns dem eigentlichen Höhepunkt der Nacht. Oder besser gesagt dem Tiefpunkt. Es wurde nämlich ein Anschlag auf ein Bargelddepot der Riksbanken verübt.«

»Du meinst, ein Bankraub?« Myrén, der gerade einen Schluck Kaffee hatte trinken wollen, stellte seine Tasse ab. »Ein richtiger Bankraub, bei dem jede Menge Bargeld und unmarkierte Scheine erbeutet wurden?«

Klippan nickte. »Ich weiß, das klingt nach Olsenbande in den Achtzigern. Aber die Sache ist ernst. Laut den mir vorliegenden Zahlen wurden schwindelerregende 253 Millionen Kronen gestohlen. Das ist die größte Summe, die in diesem Land je erbeutet wurde.«

»Eine Viertelmilliard.« Myrén fummelte ein Döschen Süßstoff aus seiner Bauchtasche. »Da fragt man sich ja, ob man nicht doch auf der falschen Seite des Gesetzes gelandet ist.«